



Reden über Rassismus in Deutschland

SANEM KLEFF MARK TERKESSIDIS

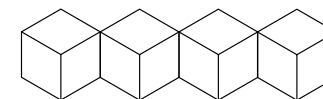
mit einer Kontroverse zwischen

Doris Akrap Anna Böcker Arno Frank
Lalon Sander Hengameh Yaghoobifarah



BAUSTEINE

Reden über Rassismus in Deutschland



BAUSTEIN 4

INHALT

Doris Akrap, geb. 1974, ist Redakteurin bei *die tageszeitung (taz)*
Anna Böcker, geb. 1980, ist Redakteurin bei *taz.de*
Arno Frank, geb. 1971, ist Schriftsteller und Journalist
Sanem Kleff, geb. 1955, ist Leiterin von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*
Lalon Sander, geb. 1985, ist Redakteur bei *die tageszeitung (taz)*
Mark Terkessidis, geb. 1966, ist Autor und Migrationsforscher
Hengameh Yaghoobifara, geb. 1991, ist Redakteurin bei *Missy Magazine*

~

In der Publikationsreihe *Bausteine* werden von WissenschaftlerInnen, PädagogInnen und PublizistInnen pädagogische und gesellschaftspolitische Aspekte der Frage diskutiert, wie eine dem Schutz der Würde aller Menschen verpflichtete Schule verwirklicht werden kann.

~

Genderneutral – ja oder nein?

Wir haben es den Schreibenden überlassen, ob sie in ihren Artikeln von Lehrern, Lehrer_innen, Lehrer*innen, LehrerInnen oder von Lehrerinnen und Lehrern sprechen. So viel Freiheit und Vielfalt muss sein.

Impressum

© Aktion Courage e.V.
Berlin 2017

Erste Auflage 2017

Herausgegeben durch die Bundeskoordination
Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage,
in der Trägerschaft des Aktion Courage e.V.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung von Aktion Courage e.V. unzulässig.
Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Mikroverfilmungen,
Übersetzungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

ISBN 978-3-933247-68-1

1. RASSISMUSKRITIK IN DEUTSCHLAND – EIN ÜBERBLICK (MARK TERKESSIDIS).....	5
2. KRITISCHES WEISSEIN – EINE KONTROVERSE.....	21
2.1 TANTE ERNAS KNOCHEN IM MUSEUM (HENGAMEH YAGHOOBIFARA).....	22
2.2 WER WEISS IST, BESTIMME ICH (DORIS AKRAP).....	28
2.3 DAS SAGT MAN NICHT! (ARNO FRANK).....	33
2.4 DREISTE UMKEHRUNG (ANNA BÖCKER UND LALON SANDER).....	39
3. MENSCHENFEINDLICHKEIT UND RASSISMUS (SANEM KLEFF).....	45

1. Rassismuskritik in Deutschland – ein Überblick

In Deutschland herrsche eine „Rassismusamnesie“, schrieb die Historikerin Fatima El-Tayeb kürzlich. Tatsächlich scheinen die Diskussion, die Theorie und auch die Bekämpfung nicht so recht vom Fleck zu kommen. Wenn „etwas“ vorfällt, dann ist die Empörung enorm. Doch die Aufregung lässt auch schnell wieder nach – solange, bis wieder „etwas“ geschieht. „Etwas“, das heißt gewöhnlich: spektakuläre Gewaltakte oder offen rechtsextreme Äußerungen. Beide werden jedes Mal wieder als große Ausnahmen beschrieben. Bis jetzt gibt es zudem kaum Verständigung darüber, was überhaupt als Rassismus zu bezeichnen ist.

Noch bis in die 1990er Jahre war es verpönt, das R-Wort überhaupt in den Mund zu nehmen – gewöhnlich sprach man von „Ausländer-“ oder „Fremdenfeindlichkeit“. Unterdessen ist jedoch klar geworden, dass solche Begrifflichkeiten in der entwickelten Einwanderungsgesellschaft nicht mehr weiterhelfen. Viele der von Rassismus betroffenen Menschen sind weder „fremd“ im Land noch „Ausländer“, also Personen, die eine andere als die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen. Um eindeutigen Rassismus handelte es sich zum Beispiel, als der damalige Vizekanzler Philipp Rösler vor fünf Jahren aus seiner

eigenen Partei mit der Frage attackiert wurde, „ob unsere Gesellschaft schon so weit ist, einen asiatisch aussehenden Vizekanzler noch länger zu akzeptieren“. Die Angreifer zielten auf die Herkunft Röslers ab, aber um „Fremdenfeindlichkeit“ konnte es sich nicht handeln: Schließlich ist der damalige deutsche Vizekanzler kein „Fremder“, sondern von Kindesbeinen an deutscher Staatsbürger – also Deutscher.

Mit der Bezeichnung Rassismus tut sich unsere Gesellschaft aber weiterhin schwer. In einem Interview mit Thilo Sarrazin in der *Zeit* versicherten die Journalisten Bernd Ulrich und Özlem Topcu dem Autor von ‚Deutschland schafft sich ab‘, er sei ja kein Rassist. In *Lettre International* hatte Sarrazin zuvor behauptet, dass „die Türken“ durch ihre Geburtenrate Deutschland eroberten. Handelte es sich dagegen um osteuropäische Juden, wäre ihm das egal – denn die seien ja 15 Prozent intelligenter als der Durchschnitt der deutschen Bevölkerung. Was kann Rassismus sein, wenn das nicht Rassismus genannt werden kann?

Amnesie des Antirassismus

Auf der anderen Seite hat die Sarrazin-Diskussion auch eine Debatte über Rassismus möglich gemacht. Wer vor 2010 über in der hiesigen Mittelschicht verbreitete rassistische Wissensbestände sprach, der erntete heftige Abwehrreaktionen. Nach dem gigantischen Erfolg von Sarrazins Buch ‚Deutschland schafft sich ab‘ und dem Zuspruch, den die AfD seit ihrer Gründung erfährt, lässt sich ein gewisser „Extremismus der Mitte“ jedoch kaum noch verleugnen. In den letzten Jahren war es auf Ebene der Kommunen und manchmal auch auf Ebene der Länder möglich, über Rassismus zu sprechen – ohne das Problem

auf Gewalt und Rechtsradikalismus zu verengen. Zugleich ist nicht zuletzt aufgrund der Erfolge von PEGIDA und AfD und den von ihnen inszenierten Debatten der Eindruck entstanden, es gebe heute in der bundesrepublikanischen Bevölkerung mehr Rassismus als früher. Doch bestimmte Haltungen haben ihre Selbstverständlichkeit verloren. Mehr Personen reagieren heute bei dem Thema sensibler als vor 20, 30 Jahren – zumal solche mit Migrationshintergrund. Unter ihnen hat offensichtlich das Gefühl der Zugehörigkeit zugenommen. Denn wer sich zugehörig fühlt, bemerkt verstärkt die Widersprüche einer Gesellschaft, die sich als Demokratie und Zusammenschluss von Gleichen versteht, und in der dennoch alle möglichen Formen von Beleidigung, Ungleichbehandlung oder Benachteiligung an der Tagesordnung sind. Für Menschen, die sich selbst als „Ausländer“ sehen, erscheint es häufig quasi natürlich, anders behandelt zu werden.

Allerdings ist die Wahrnehmung dieser gesellschaftlichen Fortschritte weiterhin mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, weil es auch im Bereich des Antirassismus einen erheblichen Mangel an Kontinuität und Traditionsbildung gibt – man könnte daher auch von einer „Amnesie des Antirassismus“ sprechen. In meinem Buch ‚Die Banalität des Rassismus‘ bin ich der Frage nachgegangen, wie die „Migranten zweiter Generation“ sich Rassismus erklären. Tatsächlich fällt es schwer, die eigenen Erlebnisse einzuordnen, wenn man nicht weiß, wie Rassismus eigentlich funktioniert und was darunter zu subsumieren wäre. Dieses Wissen über Rassismus ist in Deutschland schlecht ausgebildet, unter anderem weil es nicht gelingt, kollektiv Kriterien für seine Bestimmung auszuarbeiten und damit auch ein Gedächtnis der Diskriminierung zu schaffen.

Selektives Gedächtnis

Dabei ähneln sich die Ausgrenzungserlebnisse seit Jahrzehnten – das zeigen auch die jüngeren empirischen Untersuchungen, etwa von Wiebke Scharathow oder Karim Fereidooni. Immer wieder geht es um die ausgliedernden Fragen nach der Herkunft, darum, wie es angeblich bei irgendwem „zu Hause“ zugehe, um die Abwertung bestimmter Muttersprachen und Religionen, um Zuschreibungen aufgrund der Herkunft (mit erheblichen Auswirkungen etwa bei Bewerbungen) oder Kontrollen aufgrund des Aussehens. Es geht aber auch darum, wie diese Dinge angesprochen werden können. Die Betroffenen bleiben oft versteinert und wütend zurück, besonders wenn ihre Erlebnisse herabgewürdigt werden. Häufig bekommen sie zu hören, sie seien „überempfindlich“ oder gar „neurotisch“, also: krank. Da die Erfahrungen meist nur schwer verbalisierbar sind, sind sprachlose Reaktionen die Folge. Die Praxis, Kinder türkischer Herkunft allein wegen ihrer Sprachdefizite auf die „Sonderschule“ zu schicken, hat dazu geführt, dass Eltern von Kindern mit geringen Deutschkenntnissen sich heute verständlicherweise häufig weigern, einen „I-Status“ (Integrations-Status) für ihre Kinder zu akzeptieren, obwohl dieser den Kindern zugutekommen würde.

Die Amnesie macht sich auch bemerkbar, wenn in der Öffentlichkeit alle Jahre wieder die gleichen Phänomene beschrieben und beklagt werden, so als passiere das alles zum ersten Mal. Der Journalist Mohamed Amjahid etwa hat im Frühjahr 2017 ein Buch mit dem Titel ‚Unter Weißen‘ veröffentlicht, in dem er sich als „man of color“ bezeichnet, von seinen Erfahrungen mit Rassismus berichtet und die „Biodeutschen“ dazu auffordert, sich mit ihren „Privilegien“ auseinanderzusetzen.



Bei der Lektüre des Buches bekommt man das erstaunliche Gefühl, vor Amjahid habe noch nie jemand über das Thema gesprochen. Wie in vielen thematisch ähnlichen Veröffentlichungen der letzten Jahre wird entweder gar nicht zitiert oder selektiv, nämlich nur aus englischsprachiger Literatur. Die ist zwar häufig lesenswert, lässt sich aber keineswegs einfach auf den deutschen Kontext übertragen. Wie wäre das Buch ausgefallen, hätte Amjahid berücksichtigt, was vor ihm längst gesagt wurde, etwa von Yüksel Pazarkaya, Dursun Akcam, Giorgos Tsiakalos, Haris Katsoulis, Lutz Hoffmann, Herbert Even, Katharina Oguntoye, May Ayim, Annita Kalpaka, Nora Räthzel, Henning Melber, Siegfried und Margret Jäger, Rudolf Leiprecht, Paul Mecheril oder in den Filmen von Kanak TV (in denen im übrigen der ironische Begriff „bideutsch“ bereits 2002 zum ersten Mal auftauchte)?

Vorurteil versus rassistisches Wissen

Im Mainstream der hiesigen Wissenschaft ist die Ablehnung weiter groß: Lehrstühle für Rassismusforschung sind kaum in Sicht. Im Wissenschaftsbetrieb (nicht nur dort) hat das Vergessen aber auch etwas mit Konkurrenz zu tun und mit der Abdichtung des eigenen Ansatzes. In den Publikationen über gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit bzw. in allen Forschungen, die mit dem Vorurteilkonzept arbeiten, wird die gesamte kritische Rassismusforschung ignoriert und damit auch ihre Kritik an der Idee des Vorurteils selbst. Seit den 1970er Jahren bemängelt sie, dass mit diesem individualpsychologischen Konzept nicht geklärt werden kann, warum bestimmte Einstellungen von vielen Personen geteilt werden und warum ausgewählte Gruppen zu ihrem Ziel werden. Zudem wird

vom Wissenschaftsbetrieb so getan, als könne die rationale Wissenschaft die Irrtümer der Individuen aufklären – ohne zu reflektieren, wie sehr jene Wissenschaft auch historisch in Rassismus verwickelt war. Dazu passt, dass Rassismus häufig als Krankheit oder als moralische Verfehlung begriffen wird.

Angesichts der massenhaften Streuung von „Vorurteilen“ ist es sinnvoller, von einem gesellschaftlich verbreiteten „rassistischen Wissen“ zu sprechen. Dieses Wissen etabliert ein Verhältnis zwischen „uns“ und „ihnen“ und beinhaltet einen Prozess der „Rassifizierung“, den ich in meinem Buch ‚Psychologie des Rassismus‘ beschrieben habe. Die „Rassifizierung“ legt eine bestimmte Gruppe als natürliche Gruppe fest, der eine bestimmte Natur zugeschrieben wird. Die Abgrenzung zwischen „uns“ und „ihnen“ funktioniert über Kriterien wie Hautfarbe oder kulturelle Accessoires, Sprache oder Religion, aber manchmal auch über imaginäre Kennzeichen wie etwa phantasmatische Vorstellungen von okkultur Macht. Letztlich sind die Kriterien beliebig. Wichtig ist aber an dieser Stelle, dass die betreffenden Gruppen nicht einfach so in der Welt sind, sondern erst im Prozess der „Rassifizierung“ geschaffen werden. Weder gibt es „die Ausländer“ noch „die Muslime“ noch „die Türken“ oder „die Griechen“. Das bedeutet nicht, dass es keine Unterschiede gibt. Doch die Unterschiede befinden sich zumeist nicht dort, wo man sie zu sehen glaubt. Die Sinus-Milieustudie über die Bevölkerung mit Migrationshintergrund in Deutschland hat nachgewiesen, dass die Unterschiede, die Werte betreffen, innerhalb von „ethnischen Gruppen“ größer sind als zwischen ihnen. Für die Bevölkerung türkischer Herkunft haben nicht zuletzt die Kontroversen um die Politik der regierenden AKP gezeigt, dass die Rede von „den Türken“ als Gruppe mit homogenen Eigenschaften keinen Sinn macht.

Der Apparat des Rassismus

Auch Hautfarbe ist keineswegs eine natürliche Kategorie. Ab 1492 etablierten die spanischen Eroberer bei ihren „Entdeckungen“ ein System, in dem die „Eingeborenen“ und später die aus Afrika verschleppten Personen in die Sklaverei gezwungen wurden. So begründeten die Kolonialherren einen Unterschied entlang von Pigmentierungen, der die Unterdrückung legitimieren und erklären konnte: Wer „negro“ war, stand auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung und musste daher niedere Tätigkeiten verrichten. An diesem Punkt setzte später auch die „Rassenforschung“ an. Der us-amerikanische Sozialwissenschaftler Immanuel Wallerstein hat diesen Prozess „Ausschluss durch Einbeziehung“ genannt. Denn die Versklavung, die Kolonisation, die Migration – all diese Vorgänge haben auf unterschiedliche Weise Menschen in ein institutionelles System einbezogen. Allerdings gab es stets spezifische Bedingungen des Einschlusses: So trafen in den 1960er Jahren die Einwanderer in Deutschland nicht auf einen offenen Arbeitsmarkt, sondern wurden in bestimmte Segmente gedrängt – in jene, in denen unqualifizierte Handarbeit erwartet wurde. Diese Benachteiligung wurde von einem extrem rigiden Staatsbürgerschaftsrecht reflektiert, das den Zugang zu Bürgerrechten stark limitierte. Dieser Ausschluss hat sich „vererbt“: Wie der 2016 erschienene elfte Bericht der Integrationsbeauftragten feststellt, ist die Bevölkerung mit Migrationshintergrund statistisch weiterhin deutlich benachteiligt: Das Armutsrisiko liegt bei 27,7 Prozent (mehr als doppelt so hoch wie in der Bevölkerung deutscher Herkunft, dort sind es 12,5 Prozent), auch von Bildungsgerechtigkeit sind wir weit entfernt und selbst in der Gesundheitsversorgung existieren signifikante Ungleichheiten.



Moses Mendelssohn hat einmal über die jüdische Erfahrung gesagt: „Man bindet uns die Hände und wirft uns danach vor, dass wir sie nicht benutzen“. Tatsächlich ist das eine treffende Beschreibung rassistischer Ausgrenzung: Die „Anderen“ in der Gesellschaft werden durch einen Kreislauf aus institutioneller Ausgrenzungspraxis und gleichzeitiger Wissensbildung ständig regelrecht hervorgebracht – es gibt also einen komplexen „Apparat des Rassismus“. Es geht folglich nicht um „Feindlichkeit“ gegenüber „Fremden“, sondern darum, wie Menschen zu Fremden gemacht werden. In diesem Sinn ist bei Rassismus auch nicht zwangsläufig Abwertung im Spiel. Solange keine Krise herrschte, galten die Südeuropäer auf positive Weise als lebenslustig. In der Eurokrise drehte sich das positive Klischee um. Jeroen Dijsselbloem, der Vorsitzende der Euro-Gruppe, bezeichnete sie als Leute, die erst ihr Geld mit „Schnaps und Frauen“ durchbrächten und danach um Unterstützung bäten. Die scharfe Abgrenzung zwischen „uns“ und „ihnen“, die Verallgemeinerung sowie die (vom eigenen Selbstbild abgeleiteten) Aussagen darüber, wie „sie“ sind – das sind Kennzeichen des „rassistischen Wissens“.

Komplizierte Normalität

Nun klingen diese Ausführungen so, als gebe es im „Apparat des Rassismus“ klar verteilte Rollen, was die Täter und was die Opfer betrifft. Das war noch nie so, aber die Lage hat sich durch die Migration und die Globalisierung weiter verkompliziert. Leider macht es einen nicht zu einem besseren Menschen, von Rassismus betroffen zu sein. Es war ein Russlanddeutscher, der 2009 in Dresden vor Gericht eine Muslimin erstach. Im letzten Jahr machte in München ein junger

Mann iranischer Herkunft Jagd auf „Araber“ und „Türken“. In Essen attackierten salafistische Jugendliche einen Hindu-Tempel. Manche Personen türkischer Herkunft wenden sich – teilweise unter Anrufung des Islam – ausfällig gegen Gegner der AKP, Personen kurdischer Herkunft oder Leute, die vermeintliche Keuschheitsregeln nicht einhalten. Lose organisierte Gruppen von Männern arabischer Herkunft haben sexualisierte Raubüberfälle begangen. Aufgrund der Globalisierung spielt es plötzlich auch eine Rolle, wie die polnische, tschechische, russische, türkische oder syrische Politik und die jeweiligen Medien bestimmte Vorgänge betrachten. Die wie oben beschriebenen Agierenden partizipieren dabei massiv an Formen des „rassistischen Wissens“, auch weil sie nach Ressourcen zur Selbstaufwertung und Machtausübung suchen.

Die Rassismustheorie spiegelt diese neue Normalität im Zug der Globalisierung und Migration bislang noch nicht adäquat wider, auch weil es kaum kontinuierliche Forschung gibt. Die jüngsten Sammelbände zum Thema (etwa ‚Rassismuskritik und Widerstandsformen‘ oder das ‚Handbuch Diskriminierung‘) bringen sehr unterschiedliche Positionen zusammen, ohne sie zu diskutieren. Wie Sexismus ist Rassismus ein kompliziertes Ungleichheitsverhältnis, in dem Ausgrenzungspraxis und rassistische Wissensbildung definitiv zusammen gedacht werden müssen. Insofern erscheint es mir notwendig, die materielle Seite stärker in Betracht zu ziehen. Die in Deutschland oft verwendeten Definitionen, etwa von Albert Memmi oder Robert Miles, sowie der überwiegende Teil der Theorien verstehen Rassismus als eine Sonderform des Vorurteils, als eine Ideologie der Abwertung, jedenfalls primär als Problem von Bewusstsein. Insofern werden als „Therapie“ auch stets Bildungsprogramme für „Zivilcourage“ oder zur

Veränderung von Sprache gefordert. Nun spricht nichts gegen Aufklärungskampagnen, Anti-Bias-Trainings oder andere pädagogische Interventionen, aber teilweise erscheinen die Maßnahmen theoretisch nicht adäquat untermauert, kaum implementiert in den Normalbetrieb von Einrichtungen und auch nicht koordiniert mit anderen Maßnahmen.

Mehr als schwarz-weiß

In jüngster Zeit haben nun Postkolonialismus und Kritische Weißseinsforschung in Universität, Kunst und Journalismus eine gewisse Karriere gemacht. Dabei geht es vor allem darum, unterschiedliche Formen von Privilegien zu analysieren, was angesichts der oben erwähnten komplizierten Lage durchaus vielversprechend erscheint. Problematisch allerdings wirkt die Überbetonung der Kategorien „Weiß“ und „Schwarz“, die zwar als Konstruktionen bezeichnet werden, aber dennoch häufig essentialistisch verstanden werden. Die Genderforscherin Alyosxa Tudor schreibt beispielsweise, „dass weiße Privilegien als solche reflektiert werden müssen. Es gibt keinen Rassismus gegen Weiß“. Historisch ist das jedoch kaum zu halten: Irland und Zypern waren Kolonien und die Pläne der Nationalsozialisten für Ost- und Südosteuropa basierten auf dem Konzept des „Untermenschen“. Und was außer Rassismus legitimierte, dass die Wehrmacht zwei Millionen russische Kriegsgefangene einfach verhungern ließ?

Anhänger der Kritischen Weißseinsforschung betonen immer wieder, „Weiß“ könne nicht als Hautfarbe verstanden werden, sondern sei eine je nach Setting wechselnde Konstruktion. Aber warum sprechen wir dann von „racial profiling“, als sei das allein eine Sache von „race“ – das deutsche Wort möchte

ich hier gar nicht verwenden? Und was bedeutet es genau, wenn die Politologin Nikita Dawhan die „Dekolonialisierung Europas“ fordert?

Die „Rassen“-Forschung in Großbritannien entstand im Zusammenhang mit der Sorge um die mangelnde Intelligenz der Arbeiterklasse. Die jüngste Karriere des Begriffes „chav“ (bedeutet auf Deutsch soviel wie „Asi“) weist auf Kontinuitäten hin. Was also ist mit den materiellen, den sozialen Privilegien? Die postkoloniale Theorie der 1990er Jahre war bemüht, „Schwarz“ und „Weiß“ zu hinterfragen und die Dinge komplizierter zu machen. Zurzeit wird aber kaum mehr ‚Kultur und Imperialismus‘ von Edward Said gelesen, sondern ‚Orientalismus‘ – das frühere Buch, das ihm selbst später als vereinfachend erschien. Die Rassismustheorie muss aber der schwierigen Gemengelage der globalisierten Welt gerecht werden. Auch wenn es zweifellos Residuen des Kolonialismus gibt, lassen sich heute keine schlichten Geschichten von Unterdrückung und Befreiung mehr erzählen.

Handlungsrahmen erweitern

Zugleich sollte die antirassistische Praxis ihren Handlungsrahmen erweitern und nicht nur auf das Bewusstsein, sondern auch auf Ausgrenzungspraxen zielen. Viele soziale Bewegungen in Deutschland setzen sich „für Flüchtlinge“ ein oder auch „gegen Rechts“, aber sie kümmern sich deutlich weniger um die Einwanderungsgesetze oder den Zugang zur Staatsbürgerschaft. Obwohl es dabei um „uns“ alle geht, denn hier wird die Art der Mitgliedschaft in Deutschland und Europa geregelt. Die Gesetze in Sachen Antidiskriminierung sind ebenfalls selten Thema, obwohl es auf dem Arbeitsmarkt und bei der

Wohnungssuche erhebliche Diskriminierung gibt. Zudem braucht es eine konsequentere interkulturelle Öffnung der Institutionen. Auf das *Courage-Netzwerk* bezogen meint dies: Ist eine *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* eine Schule, die einen Prozess der interkulturellen Schulentwicklung durchläuft? Und ist es nicht auch eine antirassistische Maßnahme, angesichts der unterschiedlichen Voraussetzungen, Hintergründe und Referenzrahmen der Lehrer und Schüler in der Organisation Schule die entsprechenden Formen von Gleichheit und Gerechtigkeit herzustellen? Denn allein die Reflektion von Privilegien und die ständige Korrektur einer „falschen“, weil verletzenden Sprache machen noch kein politisches Programm.



2. Kritisches Weißsein – eine Kontroverse

Seit einigen Jahren spielt der Ansatz des Kritischen Weißseins (Critical Whiteness) in der Antirassismusbewegung eine Rolle. Ein Konzept, das von Entwicklungen der us-amerikanischen Rassismuskritik inspiriert ist und in der Folge auch in Deutschland Eingang in die Diskussionen gefunden hat. Der Ansatz fordert Weiße dazu auf, sich mit ihrem Weißsein zu beschäftigen und sich der Privilegien bewusst zu werden, die damit verbunden sind und welche rassistischen Perspektiven daraus entspringen. Es geht dabei um die Frage, welche Werte und Normen dazu führen, dass Menschen rassistisch diskriminiert werden.

Dieser *Baustein* möchte keinen Überblick über die vielfältigen Facetten der Critical Whiteness geben. Zu verschiedenen sind die Gruppen, Autor*innen und Aktivist*innen, die den Ansatz des Kritischen Weißseins benutzen.

Stattdessen möchten wir in diesem Kapitel Auszüge einer Debatte wiedergeben, die 2016/2017 in der Tageszeitung (*taz*) stattfand. Sie beleuchtet Elemente des Kritischen Weißseins aus verschiedenen Perspektiven und zeigt beispielhaft, wie die Diskussion derzeit außerhalb der Universitäten geführt wird.

2.1

Tante Ernas Knochen im Museum

Wahrscheinlich werde ich mich noch mit 60 daran erinnern, was ich letzten Sommer getan habe: Um mir ein Bild von dem unter Linken beliebten Technofestival ‚Fusion‘ zu machen, fuhr ich nach Lärz in Mecklenburg-Vorpommern.

Über meine Eindrücke, besonders hinsichtlich Weißsein und der kolonialrassistischen Praxis der kulturellen Aneignung, schrieb ich einen polemischen Text für das *Missy Magazine*, der mit einem monatelangen Shitstorm quittiert wurde. Zwischen all den ignoranten und hasserfüllten Kommentaren fand sich auch Kritik an der Critical-Whiteness-„Ideologie“ (lies: Theorie), die sich durch meinen Text zieht. Dieser Ansatz fordert, weiße Privilegien infrage zu stellen, statt sich nur mit der Diskriminierung von Nichtweißen zu befassen.

Sich mit Privilegien, besonders den eigenen, auseinanderzusetzen, ist schmerzvoll. Viele Menschen können sich aber gar nicht aussuchen, ob sie sich mit diesen Themen beschäftigen wollen oder nicht, ganz einfach weil sie täglich und auf sehr persönliche Weise mit ihnen konfrontiert werden. Es ist bereits ein Privileg, bei diesen Fragen nur mit den Augen zu rollen und die ganze Diskussion anstrengend zu finden. Also, bereit für die Realitätsschelle?

Hinter kultureller Aneignung steckt die kolonialrassistische Praxis, in der die Mehrheitsgesellschaft die Kultur von Subalternen, also sogenannten Marginalisierten, vor allem Kolonialisierten, abschaut, aus dem Kontext reißt und sich aneignet. Beispiele gefällig?

Der kurdisch-deutsche Rapper Haftbefehl hat einen kreativen Mix aus Arabisch, Türkisch, Kurdisch, Deutsch und Jugendsprache für seine Arbeit kreiert. Jeder Kanake, der so sprechen würde, müsste sich anhören, er solle „richtig Deutsch lernen“.

Das verschafft Haftbefehl einerseits Street Credibility, andererseits wird er – und damit ist er eine Ausnahme innerhalb des deutschen Gangsterraps – auch von weißen Hipstern begeistert gehört. Das Identifikationspotenzial fällt zwar weg, dafür gibt es ein bisschen Traumaporno dazu und eine ironische Art des Fantums, die sich als „schau, wie nah ich der Straße bin!“ übersetzen lässt.

Dann kommt da so ein Jan Böhmermann um die Ecke, kopiert Haftbefehls Sprache und Ästhetik und wird für seinen Song über sein Leben als Polizistensohn als witziger Satiriker abgefeiert.

Warum ist es okay, wenn kurdische Jugendliche und Rapper so sprechen, aber nicht, wenn Jan Böhmermann das tut?

Was Böhmermann von Haftbefehl unterscheidet, ist, dass er als weißer Deutscher aufgrund seiner Sprache nicht geandert wird und jederzeit zwischen Slang und formalem Deutsch wechseln kann.

Aber er ist nicht nur in der Kategorie „Race“ privilegiert, sondern auch von seiner Klassenherkunft her: Als Beamtenkind und Fernsehmoderator steht er auf einer anderen Stufe als ein Rapper, der mit 15 die Schule schmiss, vor seiner

Freiheitsstrafe von Deutschland in die Türkei floh und eine nach seiner Rückkehr begonnene Ausbildung zum Kfz-Mechaniker abgebrochen hat.

Inderin im Sari

Und obwohl Haftbefehl im Vergleich zu anderen Rappern seines Labels ‚Azzlackz‘ im deutschen Feuilleton gefeiert wird, wird er sicherlich so schnell keine Fernsehshow im ZDF bekommen und seine Gesellschaftskritik wird eher belächelt als anerkannt.

Ein Klassiker ist, wenn weiße Personen auf Technopartys Bindis tragen. Während eine traditionell gekleidete Inderin im Sari und mit Bindi vermutlich in einen Technoclub mit exklusiver Einlasspolitik nicht reinkommen würde, können weiße Frauen sich die glitzernden Steinchen zwischen die Augenbrauen kleben und gelten als hip.

Auch in einer Gesellschaft, die sich selbst als weltoffen und multikulturell wahrnimmt, wird eine rassifizierte Frau mit Bindi stärker sanktioniert als eine weiße. Bindi ist also nicht gleich Bindi. Es kommt darauf an, wer es trägt.

Kulturelle Aneignung passiert nicht nur in Mode, Kunst, Musik oder Popkultur, sondern auch in der Archäologie. Für *Missy Magazine Online* schrieb die Wissenschaftlerin und Vorstandin des Migrationsrats Berlin-Brandenburg e.V., Noa Ha, kürzlich über einen anderen Fall aus Deutschland.

Das Karl-May-Museum in Radebeul bei Dresden ist im Besitz eines Schädels, den Native Americans seit Jahrzehnten zurückfordern, um ihren Angehörigen respektvoll beerdigen zu können. Das ist kulturelle Aneignung in ihrer materialistischsten Form: Das Museum schmückt sich mit einem gestohlenen Gegenstand und schlägt daraus Kapital, weil es so

seine Sammlung aufwertet, was wiederum Besucher*innen anzieht und Umsätze generiert.

„Ethnopluralismus“

Die Kultur, aus der der Gegenstand stammt, ist in den USA marginalisiert. Ihr fehlt es an Anerkennung, Lobby und Macht, um durchsetzen zu können, dass der Schädel ins Museum kommt – am besten in eines, das von Native Americans verwaltet und unterhalten wird. Man stelle sich vor: Ein Museum in einem anderen Land würde beschließen, dass Tante Erna leider kein Grab bekommt, weil ihre gestohlenen Gebeine dort zur Ausstellung gehören. Da wär was los.

Nun gibt es Menschen, die behaupten, die Kritik an kultureller Aneignung sei identitär und bediene sich rechter Rhetorik, weil sie die Differenzen von Herkunft betone. Auch von „Ethnopluralismus“ ist die Rede. Aber Ethnopluralismus, also das Einfordern „reiner“ Kulturen, und die Kritik an kultureller Aneignung sind nicht dasselbe.

Die Kritik an der Praxis der kulturellen Aneignung will nicht die Hybridität von Kulturen abschaffen. Natürlich entsteht Kultur aus verschiedenen Einflüssen, die Grenzen sind fließend. Es gibt keine „reinen“ Kulturen.

Es geht nicht darum, weißen Menschen vorzuschreiben, dass sie ab sofort nur noch Lederhosen tragen und kein Sushi mehr essen dürfen. Ich gönne jeder Person schöne Kleidung und leckeres Essen.

Ich kritisiere auch keine weiße Person mit Wursthaaren (lies: Dreadlocks), weil ich die „deutsche Kultur“ „reinhalten will“, sondern weil ich die kritische Praxis der Selbstreflexion und einen Blick für Machtverhältnisse stärken möchte. Es

geht nicht um Verbote und Reinheit, sondern um Macht und darum, wie sie verteilt ist.

Kompliz*innenschaft

Nicht alles, was erlaubt ist oder nicht sanktioniert wird, ist automatisch cool. Mit cool ist hier antirassistisch gemeint, denn darum geht es ja: das eigene Verhalten und die Kompliz*innenschaft in antirassistischen Räumen.

Daran ändert auch der oft zitierte nichtweiße Beispielmensch nichts. Selbst wenn es nichtweiße Menschen gibt, die eine bestimmte Praxis der kulturellen Aneignung nicht stört – die wird man natürlich immer finden, weil es auch, Achtung! Überraschung!, unter nichtweißen Menschen unterschiedliche Meinungen gibt –, ist das noch lange kein Grund, von diesem einen Menschen auf alle anderen zu schließen und ganze Verbände von von Rassismus betroffenen Personen, die öffentlich Kritik ausüben, komplett zu überfahren.

Ohne Aneignung kein Austausch? Stimmt nicht. Austausch und Aneignung ohne Einwilligung sind nicht dasselbe. Wenn ich zum Beispiel auf eine indische Hochzeit eingeladen und zum Adaptieren der dort getragenen Kleidung aufgefordert werde, ist es ein Zeichen von Respekt, dem zu folgen. Ziehe ich diesen Sari aber in einem Technoclub an, ist es Aneignung. Eigentlich ganz simpel. Räume und Kontexte spielen eine große Rolle.

Und ja, es stimmt. Identitätspolitik wird uns nicht retten, wie auch schon Dominique Haensell in der *Missy*-Debattenreihe zu kultureller Aneignung schrieb. Aber sie ist definitiv eine Strategie, die wir nutzen können, bis wir eine postkoloniale Gesellschaft erreicht haben.

Gegner*innen von Critical Whiteness bemängeln häufig, dass die Benennung von Unterschieden (lies: Privilegien) diese erst zementiere. Diese Logik geht allerdings mit einer liberalen „Farbenblindheit“ einher und ignoriert die unterschiedlichen Realitäten, die durch Rassismus geschaffen werden.

Wenn wir Weißsein nicht benennen dürfen, bleiben wir in der Bekämpfung weißer Vorherrschaft handlungsunfähig. Was wir allerdings gern neu verhandeln können (anstatt es aus den USA unverändert zu übernehmen), ist, wie wir Weißsein definieren. Aber dass es weiße Privilegien gibt, steht für mich nicht zu Debatte.

2.2

Wer weiß ist, bestimme ich

Den Mohawks in Montreal dürfte es schnurzpiegegal sein, ob der Autor und Internetexperte Sascha Lobo mit rotem Irokesenschnitt im ‚Berghain‘ oder auf Ibiza tanzt, im deutschen Fernsehen das Internet erklärt oder auf dem Alexanderplatz für die Selbstbestimmungsrechte der Sioux demonstriert. Schnurzpiegegal ist es den Sioux und den Mohawks aber nicht, wenn man ihnen Erdölpipelines durch ihre Reservate baut, den Zugang zu Arbeit und Gesellschaft erschwert oder sie in Alkohol, Drogen und Kriminalität versinken lässt. Wäre den Mohawks und ihrem Kampf gegen die Pipeline in North Dakota geholfen, wenn sich der hellhäutige Sascha Lobo den Iro abrasierte und stattdessen Seitenscheitel trüge?

Blöde rhetorische Frage, ist aber die einzige, die mir einfällt, wenn Leute in Deutschland ernsthaft darüber diskutieren wollen, dass Menschen, die sich mit fremden Federn, also mit anderen „Kulturen“ schmücken, in der Tradition kolonialistischer Ausbeutung stehen.

Haben Leute, die glauben, ein Indianer, eine Inderin, eine Ägypterin, ein Kongolese könne sich von europäischer Faschingskostümierung beleidigt fühlen, nicht viel eher ein ziemlich seltsames Bild von diesen Menschen? Ist das Bild

vom beleidigten Exoten, der heute in der Regel so rumläuft wie alle anderen auch, nämlich in Jeans und T-Shirt, ein Bild, das aus den Museen stammt, die mit Wigwams, Kanus und Squawröcken vollgestopft sind und das Bild vom vorzivilisatorischen Wilden zementieren, der auf Leute, die seine Kultur beleidigen, mit Pfeilen schießt? Ist es nicht völlig wurscht, ob Sascha Lobo Iro trägt oder Schottenrock, solange er nicht die Mohawks oder die Schotten dafür verantwortlich macht, dass das Internet kaputtgegangen ist?

Den Vertretern der Bewegung von Critical Whiteness ist das nicht wurscht. Ihre richtige, wenn auch nicht ganz neue Erkenntnis lautet, dass in einer gleichberechtigten Gesellschaft noch lange keine Chancengleichheit besteht. Für ihre Analyse legt diese Bewegung aber keine Kriterien, sondern nur Kategorien zugrunde: Und da gibt es nur zwei. Die einen sind People of Color und Opfer. Die anderen sind weiß und Täter oder zumindest verdächtig.

Man muss nicht über alles reden

Mit dem Begriff „Rassismus“ operieren die Vertreter dieser politischen Kritik selten. Das, was sie thematisieren wollen, nennen sie Respektlosigkeit. Über Respektlosigkeit lässt sich allerdings schwer streiten. Schließlich kann man niemandem das Gefühl absprechen, betroffen zu sein, sich scheiße und unfair behandelt oder diskriminiert zu fühlen. Es ist schon richtig, das Einzige, was da hilft, ist reden. Aber man muss auch nicht über alles reden können müssen, von dem behauptet wird, dass es total relevant sei.

Wo die Debatte um Critical Whiteness entstanden ist und wo sie gegenwärtig vor allem geführt wird, ist der us-ameri-

kanische Campus. Ein Ort, an dem über Kolonialismus, Segregation, Schwarz und Weiß anders geredet werden muss als in Deutschland. In diesem Jahr der rechten weißen us-Konterrevolution, in dem rassistische Polizistenmorde, die Rückkehr der Gilmore Girls, der Literaturnobelpreis für Bob Dylan und der Aufstieg von Donald Trump für einen Splatterfilm mit dem Titel „2017: Die Rückkehr der weißen Zombies“ sorgen könnten, rufen Vertreter der Critical Whiteness auf andere Weise Aufregung hervor.

Hätten nicht die größten Zeitungen des Landes wie die *New York Times* und der *New Yorker* Reporter losgeschickt, um nachzugucken, was da los ist, man hätte die Vorfälle an den Unis für eine Erfindung der Serie South Park gehalten: Es gab Proteste gegen weiße Studenten, die sich an Halloween als Indianer verkleidet, sich auf Tequilapartys Sombrohüte aufgesetzt hatten, und gegen einen Mensakoch, der Sushi und die Bánh mì nicht nach Originalrezept zubereitet hatte. Weltweit sorgte nur der Fall des Bánh mì am Oberlin-College für kurze Aufmerksamkeit. Wegen Lena Dunham. Die – weiß, berühmt, Absolventin des Oberlin – hatte die vermeintlich falsche Zubereitung des Gerichts als Respektlosigkeit gegenüber der Herkunftsküche bezeichnet, als kulturelle Aneignung und damit also als Diskriminierung und Rassismus gedeutet.

Aufregung um ein Baguette

In keinem der Texte wurde erklärt, was Bánh mì überhaupt ist. Mal kurz googelnd, wird die Erwartung von irgendwas mit frittierten Heuschrecken bis geliertem Eukalyptusblatt derbe enttäuscht. Bánh mì ist nichts anderes als ein belegtes Baguette. Aber mit lustiger Pointe: Es waren die Franzosen,

die das Baguette während ihrer Kolonisierung Indochinas eingeführt hatten und also die Vietnamesen, die es von den Kolonialherren übernahmen.

Vom Original unterscheidet sich das vietnamesische Baguette zwar darin, dass es etwas luftiger ist und weniger Kruste hat. Das Bánh mì könnte also als astreine kulturelle Aneignung des französischen Baguettes gelten. Würde aber nun jemand ernsthaft den Vietnamesen unterstellen wollen, die Kultur Frankreichs respektlos behandelt zu haben, weil sie das Brot viel zu labberig backen? Und wäre es nicht alles andere als legitim, wenn ein vietnamesischer Baguetteproduzent auf die Idee käme, Lena Dunham als Werbegesicht einzukaufen?

Die einen werden jetzt behaupten, dass der Fall ja nun zeige, dass es erst ein weißes Promigesicht brauche, um auf Rassismus, Respektlosigkeit oder das Originalrezept von Bánh mì aufmerksam zu machen. Aber mit Verlaub: Handelt es sich hier wirklich um Rassismus oder Respektlosigkeit? Ist es nicht einfach eine Geschmacksfrage? Oder möchte jemand ernsthaft die Debatte führen, ob die Bulette eine kulturelle Aneignung der Cevapcici ist? Oder die Köttbullar sich respektlos gegenüber der Moussaka verhalten? Oder ob die Tartaren das Copyright auf Hackfleisch haben sollten?

Die Hüte und Schuhe anderer Leute

So beknackt diese Debatten über Partykostüme und Mensaesessen auch sind, es gibt in diesem Zusammenhang natürlich auch Diskussionen, die man durchaus ernster nehmen kann. Beispielsweise in der Literatur. Die weiße us-amerikanische Schriftstellerin Lionel Shriver hatte im September 2016 für einen Eklat gesorgt, als sie den Vertretern der Critical Whiteness

vorhielt, sie hätten keine Ahnung, was ein Autor überhaupt sei. Ohne kulturelle Aneignung nämlich wäre der gar nichts. Sein Job sei es, sich in andere Menschen hineinzudenken, sich die Hüte und Schuhe anderer Leute anzuziehen, sich also die Erfahrungen anderer anzueignen.

So wie man auch von keinem Krimiautor verlangen würde, dass er die Morde selbst erlebt hätte, so sei es legitim, dass weiße Autoren über schwarze Erfahrungen schreiben. Das finden die Vertreter der Bewegung aber gar nicht, schließlich missachte diese Haltung, dass ein weißer Autor sich immer noch besser vermarkten könne als ein schwarzer und dass das Reden über Schwarze immer noch einen größeren Anteil in der Öffentlichkeit hat als redende Schwarze.

Sosehr die theoretische Position von Shriver überzeugt, so recht haben ihre Kritiker natürlich auch. Es ist wieder so eine Situation, in der man kein Schiedsrichter sein möchte. Aber der Schiedsrichter steht für die Anhänger der Critical Whiteness sowieso fest. Es ist der, der ihrer Meinung ist. Jedenfalls scheinen die Einteilung und die Beurteilung dessen, was genau eigentlich weiß ist, eher nach dem Motto „Wer weiß ist, bestimme ich“ zu funktionieren. Wenn es der Critical Whiteness darum geht, die Weißen mal erfahren zu lassen, wie es ist, reiner Willkür ausgesetzt zu sein, also das, was Schwarze tagtäglich erleben: Point made. Die Leute sind beleidigt. Und jetzt?

In „wir“ und „ihr“ denken, das machen Rassisten und Chauvinisten allerdings auch. Wer die aber bekämpfen will, sollte Individuen nicht als Träger irgendeiner kollektiven Kultur vereinnahmen, die sie mit sich rumschleppen wie andere ihr X-Chromosom. Wer von Opferkollektiven spricht, muss sich nicht wundern, wenn die AfD mal anfragt, ob man sich den Job des Kulturministers vorstellen kann.

ARNO FRANK

2.3

Das sagt man nicht!

Das Kind liegt im Brunnen. Und die Linke tut, was die Linke eben so tut. Sie spaltet sich. Ein Lager übt sich in Selbstkritik und fürchtet, das Kind versehentlich selbst in den Brunnen gestoßen zu haben – und findet sich in schlechter Gesellschaft, denn die Rechten nicken beifällig, gewiss, das Kind sei von der Political Correctness förmlich in den Brunnen gehetzt worden. Das andere Lager will von solchem konterrevolutionären Defätismus nichts wissen. Wenn Kinder sich in Brunnen stürzten, müssten die Anstrengungen zur linguistischen Simulation einer Welt ohne Brunnen eben verdoppelt werden.

Die Stimmung ist entsprechend gereizt, was ein wenig den Blick darauf verstellt, dass beide Seiten recht haben könnten. Wie könnte, wer gegen gefährliche Dummheit kämpft, für den Siegeszug gefährlicher Dummheit mitverantwortlich sein? Vielleicht weil nach Hegel „jedes Ding mit seinem Gegenteil schwanger“ geht und nach Benjamin jeder Aufstieg des Faschismus von einer gescheiterten Revolution zeugt? Und es ist sicher nicht die rechte Revolution, die da gescheitert ist.

Die Erfolge linker Identitätspolitik sind hart erkämpft und in den westlichen Gesellschaften überall spürbar. Die selbstbestimmte Entfaltung des Individuums gehört zu ihren

kostbarsten Errungenschaften, und die Arbeit daran ist noch nicht beendet. Ist sie nie. „No pasarán!“, oder?

Genderneutrale Ausbeuter

Deshalb gibt es in der Linken eine frei drehende Speerspitze, die nach dem vermeintlichen „Sieg im Kulturkampf“ nur noch die allerdünnsten Bretter bohrt und den ohnehin Bekehrten predigt, sie seien nicht bekehrt genug. Linke beschuldigen Linke, andere Linke mit „microaggressions“ in ihren „safe spaces“ zu „triggern“ oder sich der neokolonialrassistischen Praxis der „cultural appropriation“ zu bedienen. All diese Begriffe sind gesetzt und stehen „nicht zur Debatte“, was jeden Einwand nicht nur obsolet, sondern verdächtig macht. Da will wohl einer das Rad anhalten, was? Die Uhr zurückdrehen? Dabei gilt es doch, das Rad zu beschleunigen und die Uhr vorzudrehen! Darin äußert sich der Glaube, eine Gesellschaft ließe sich per „trickle-down-Effekt“ von den Erleuchteten hinunter zu den Ignoranten verbessern. Als wären, wenn wir nur den Maori ihre Tätowierungen und den Mexikanern ihre Sombreros lassen würden, Jahrhunderte der Ausbeutung moralisch abgegolten – und die real existierende globale Ausbeutung, die mit genderneutralen Toiletten übrigens kein Problem hat, gleich mit.

Unter den Gläubigen gilt es als reaktionäre Rosinenpickerei, besonders bizarre Auswüchse ihrer Bemühungen um die gute Sache zu benennen. Aber wenn es diese Rosinen gibt, sollten wir sie nicht einfach schlucken – um der guten Sache willen. So wird an der Universität von Ottawa kein Yoga mehr angeboten, weil das auf einen „kulturellen Genozid“ verweise. An der Universität von Idaho fordert eine Forschungsgruppe, doch bitte Menschen in ihrer sexuellen Orientierung ernst zu

nehmen, die sich für Vampire halten. Und in Wisconsin steht der Begriff „Political Correctness“ unter Verdacht, selbst nicht „politically correct“ zu sein – weil er unterstellt, die entsprechende Person wäre „zu einfühlsam“. Das mag alles stimmen. Aber nützt es was? Wem genau?

Einerseits kann von Denk- oder Redeverböten keine Rede sein, wo rassistische Hetze in sozialen Netzwerken oder Wahlkabinen so fröhlich um sich greift. Andererseits sind nicht nur akademische Karrieren tatsächlich schnell beendet, wenn sie dem entsprechenden Sprachregime – und damit der guten Sache – zuwiderlaufen. Es ist dies ein moralischer Rigorismus, der der guten Sache nicht dient. Täte er das, läge das Kind wohl kaum im Brunnen.

Die humorlose Babysitterin

Vielleicht ist es ein Problem der Ansprache, der Performance. Kein Fünfjähriger, der noch alle Tassen im Schrank hat, wird sich von einer mürrischen und humorlosen Babysitterin unablässig über den Mund fahren („Das sagt man nicht!“) und auf die Finger hauen („Das zieht man nicht an!“) lassen – ganz egal, ob sie recht hat oder nicht. Wie wird dann wohl der Fünfzehnjährige reagieren? Der Fünfzigjährige?

In der intelligentesten Gegenwartsdiagnose unserer Tage, der us-Serie South Park, ist diese Haltung seit einer Weile in einer Figur namens PC Principal auf die Spitze getrieben. Als rabaukiger Direktor der Grundschule steht er für „beer, party ... and social justice“, der er gerne auch mit Fäusten zum Durchbruch verhilft – bis hin zum Mord. Ein ideologisch verblendeter Kotzbrocken mit goldenem Herz. Erst als er wahrnimmt, dass sein Feindbild (der „mittelalte weiße Mann“)

vom Kapital ebenso entrechtet ist wie alle anderen Gruppen, verzichtet er auf Gewalt.

In diesem Sinne ist auch „Kulturelle Aneignung“ nur eine weitere Orchidee aus dem Gewächshaus der us-Campuskultur, die jenseits des akademischen Schutzraums eigentlich sofort ihre Blätter verlieren sollte. Dabei ist eine Reflexion von Machtverhältnissen („cultural appropriation“) eine gute und wichtige Sache, sofern sie nicht als narzisstische Hyperirritabilität um die Ecke kommt. Wenn aber prinzipiell recht hat, wer sich angegriffen fühlt oder mit paternalistischer Rechtschaffenheit abwesenden Angegriffenen zu Hilfe eilt, wer wollte dann noch widersprechen?

Identitätspolitik geht von der Auffassung aus, dass Gruppen notwendig Eigenschaften besitzen. Diese essentialistischen Prämissen werden auf jede nur denkbare Gruppe zur Anwendung gebracht, die nicht in der Mehrheit ist und von dieser in ihrer Entfaltung gehindert wird. Das ist gefährlich. Wie gefährlich genau, das lässt sich bequem an der Wahl von Donald Trump ablesen – und das wird uns auch in Europa noch früh genug auf die Füße fallen.

Die Verästelung der Unterschiede

Wer Unterschiede statt Gemeinsamkeiten feiert, wer Unterschieden in immer feineren Verästelung nachspürt, um die auch gebührend abfeiern zu können („celebrating diversity“), wer also seit Jahrzehnten nichts anderes betreibt als Identitätspolitik, der bekommt – Identitätspolitik.

So was kommt von so was. Linke wie rechte Identitätspolitik sind komplementär, sind zwei Seiten einer unrühmlichen Medaille. Die „identitäre Bewegung“ in Deutschland und Europa

ist eine Jugendbewegung. Das bedeutet unter anderem, dass ihre Anhänger mit einem Sound aufgewachsen sind, dem sie nun ihr eigenes Lied entgegenpfeifen. Gleiche Melodie, anderer Text. Ist das verwunderlich?

Wenn einerseits jede nur denkbare (also freihändig zusammenimaginierte) geschlechtliche, ethnische, religiöse, sexuelle oder, wer weiß, olfaktorische Gruppe erstens als Minderheit ausgegrenzt wird und zweitens so irre „special“ ist, dass ich mir ohne (wessen?) Erlaubnis ihre Nationalgerichte oder ihren Körperschmuck nicht „aneignen“ darf – tja, dann kommt eben früher oder später auch die „weiße“ Gruppe auf den Trichter, gleiche Rechte für sich zu beanspruchen; zumal die berühmten Privilegien in absehbarer Zeit bekanntlich flöten gehen, sofern sie nicht ohnehin schon zusammen mit dem Arbeitsplatz nach Asien abgewandert sind.

Identitätspolitik, das können die Rechten besser. Die haben das nämlich erfunden. Die erste „identitäre“ Gruppe in den USA war der Ku-Klux-Klan, sein Beifall für den gewählten Präsidenten kam von Herzen. Im Wahlkampf hat Trump in Umkehrung linksliberaler Rederegeln von den Muslimen über die Schwarzen bis zu den Latinos beinahe alle Bevölkerungsgruppen beschuldigt, für die angebliche Misere verantwortlich zu sein – nur nicht die Weißen. Die Weißen haben sich als solche von Trump angesprochen gefühlt, einen „whitelash“ und also rassistisch gewählt. Nun holen sie sich das Land „wieder zurück“.

Die linke Farce als nationale Tragödie

Darüber hinaus ruft Trump eben nicht, wie es noch Reagan seinerzeit mit den Schwarzen gemacht hat, die Weißen in

typisch amerikanischer Rhetorik zu Eigenverantwortung auf. Stattdessen stellt er ihnen einen „safe space“ von staatlichen Ausmaßen in Aussicht. Ein Programm zur Abwehr von allem, was fremd ist und die eigene Position in Frage stellen könnte.

Im Großen entspricht diese Geste genau dem, womit junge Studierende an us-Colleges von Inhalten abgehalten werden, die irgendwas „triggern“ könnten – sei es Ovid, sei es das unsachgemäße und deshalb „respektlose“ Sushi. Es wiederholt sich also auf Betreiben der Rechten die linke Farce als nationale Tragödie.

Rechte Identitäre konstruieren sich das „Eigene“, um stolz darauf zu sein. Das Eigene als Heimisches, Gewachsenes, Tradiertes. Und der Stolz darauf ist ein Panzer gegen die Zumutung des Fremden, das sie zwar akzeptieren, aber bitte nur in der Fremde. Linke Identitäre basteln sich ein Anderes, aus dessen Perspektive das Eigene als bössartiger Bastard erscheinen muss.

Es spricht einiges dafür, zu zwei konkurrierenden und gleichermaßen beknackten Positionen eine gesunde Äquidistanz zu halten. Auf Differenzen reagiere man mit Differenzierungen. Es gilt, sich gegen solche vereinfachenden Mobilmachungen zu immunisieren und auf keine der beiden Seiten zu schlagen. Es gilt ferner, linke Mehrheiten zu schaffen. Wie die Wahlen in den USA und Österreich gezeigt haben, geht es dabei nicht um Millionen. Es geht um 80.000 in der Mitte, die sich nicht für Orchideen interessieren. Und wenn zur Beschaffung dieser winzigen Mehrheit ein Alexander Van der Bellen sich lieber in alpenländischem Idyll („Heimat!“) statt in einer LGBT-Parade oder in einer Dönerbude fotografieren lässt, sollte uns das recht sein. Weil es hilft, das Kind aus dem Brunnen zu bekommen.

ANNA BÖCKER UND LALON SANDER

2.4 Dreiste Umkehrung

Der Antirassismus sei kurz davor, in sein Gegenteil umzuschlagen, warnen derzeit linke deutsche Zeitungen. Vermeintlich reaktionäre Entwicklungen wie „linke Identitätspolitik“ und Critical Whiteness seien dafür verantwortlich, dass Antirassist_innen inzwischen selbst rassistisch agierten, lautet die Kritik. Der Anlass der aktuellen Debatte ist eher unspektakulär: Es geht um Kritik an kultureller Aneignung. Ausgelöst wurde die Debatte durch einen Artikel im *Missy Magazine* über Kostümierung, Frisuren und Essen auf einem Festival.

In dem Text spottet Hengameh Yaghoobifarah darüber, dass etliche weiße Besucher_innen der ‚Fusion‘ amerikanischen Federkopfschmuck als Kostümierung verwendeten, Kimonos und Dreadlocks trugen und dass die Essensstände zwar (ungewürztes!) Essen aus aller Welt anboten, aber fast nur weiße Menschen beschäftigten, um dieses zu verkaufen. Der Kernpunkt ihres Textes: Hier wird Kultur aus der ganzen Welt auf ignorante Art von einem hauptsächlich weißen Publikum angeeignet.

In fast allen linken Zeitungen, von der *graswurzelrevolution* über die *Jungle World* bis hin zum *Neuen Deutschland* und der *taz*, ist eine ganze Reihe von Artikeln mit erstaunlich ähnlichem Tenor erschienen. Sie nutzen Einzelbeispiele, teilweise falsch dargestellt, um eine gesamte Forschungsrichtung lächerlich zu machen, sie übertreiben das Ausmaß des Streits und schließlich stellen sie Kritik an kultureller Ausbeutung fälschlicherweise so dar, als würde damit kultureller Austausch insgesamt abgelehnt, und nicht etwa die ungleichen Machtverhältnisse, in denen eben kein Austausch, sondern Ausbeutung stattfindet. Sie kommen zu dem Schluss: Hier agieren Linke wie die Neue Rechte.

Kulturelle Aneignung untersucht, wie Objekte und Praktiken von ihrer kulturellen und politischen Bedeutung losgelöst, auf ein konsumierbares Stereotyp zusammengestampft und kapitalistisch verwertet werden, also vermarktet, verkauft und konsumiert. Beispiele gibt es Unmengen. Von billigen Che-Guevara-T-Shirts bis zur Ausnutzung schwarzer Musikstile wie Reggae oder Hip-Hop durch große Musiklabels zur Vermarktung weißer Künstler_innen. Menschen, die sich in der Tracht – oder dem Klischee einer Tracht – einer anderen Gesellschaft (ver-)kleiden oder auch religiöse Symbole wie Buddhastatuen aufstellen, von denen sie nur den Hauch einer Ahnung haben, als Deko oder fürs Wellnessmarketing.

Es ist nicht egal, wer was macht

Das Konzept der „Kulturellen Aneignung“ kritisiert die Vereinnahmung von Kultur aus marginalisierten Communitys und ihre Verwertung und ihren Konsum durch mächtigere Gruppen, insbesondere durch Weiße. Während manche Schwarze

beispielsweise am Arbeitsplatz für das Tragen von Dreads oder Cornrows verwarnt werden, signalisieren weiße Popstars damit ihre vermeintliche Street Credibility. Weil sich rassistische Strukturen sehr unterschiedlich auf Menschen auswirken, ist es also nicht gleichgültig, wer was macht.

Die Konzepte von „Kultureller Aneignung“ und „Critical Whiteness“ – auf die sich die Kritiker_innen eingeschossen zu haben scheinen – stammen aus einer jahrzehntealten, vielfältigen Strömung der nordamerikanischen Rassismusforschung, deren Literatur in der medialen Debatte in Deutschland aber kaum rezipiert worden ist. In ihr analysieren Forscher_innen Rassismus nicht nur bei seinen Opfern, sondern auch bei jenen, die von ihm profitieren – auch in und für Deutschland.

Es gibt zahlreiche Formen des kulturellen Austauschs, die nicht als Aneignung kritisiert werden – und dennoch tun die Autor_innen dieser Artikel so, als würde hier Austausch insgesamt abgelehnt. Der Fehlschluss ist absurd, so als werfe man Menschen, die Arbeitsverträge für scheinselfständige Amazon-Arbeiter_innen einfordern, vor, sie wollten die Selbstständigkeit allgemein abschaffen. Doch nichts dergleichen ist der Fall: Niemand verbietet Weißen beispielsweise, mit der Null zu rechnen oder Tee zu trinken – obwohl auch das ursprünglich Kulturtechniken anderer Gesellschaften sind.

Ein gegeneinander Auspielen

Einige Autor_innen ziehen sogar den Vergleich mit dem „Ethnopluralismus“. Das neurechte Konzept des „Ethnopluralismus“ ist ein Versuch, Rassismus zu verschleiern. Weil es inzwischen politisch meist schwer vermittelbar ist, Menschengruppen anhand von ausgedachten „Rassen“ diskriminieren zu wollen,

hat die Neue Rechte am Wording gefeilt: Jedes Volk habe ein angestammtes Fleckchen auf der Erde, auf dem es zu bleiben habe. Damit ist allerdings nicht gemeint, dass zum Beispiel alle weißen Amerikaner_innen zurück nach Europa gehen sollen, sondern dass nicht-weiße Menschen nicht in mehrheitlich weiße Länder ziehen sollen.

Die Kritik an kultureller Aneignung und Ethnopluralismus würden sich ähneln, weil beide „Jedem Stamm seine Bräuche“ fordern würden, heißt es in den Artikeln. Doch während die Kritik an kultureller Aneignung sich dafür einsetzt, dass vor allem die durch Kolonialismus, Völkermorde und Sklavenhandel marginalisierten Kulturen nicht weiter ausgebeutet und unterdrückt werden, versucht Ethnopluralismus die weltweite Vorherrschaft von Weißen als Ist-Zustand festzuschreiben.

Dass die Kritik an kultureller Aneignung jeglichem Austausch entgegenstünde und selbst regressive Identitätspolitik sei, heißt im Umkehrschluss: Wer auf einem Festival in „indianischem Federschmuck“ herumläuft, bedient nicht etwa ein ignorant Klischee, sondern löst ganz progressiv und postmodern Identitäten auf. Aber wer so feiern geht, bekämpft keine Diskriminierung. Im Gegenteil, die Karikatur trägt zur Diskriminierung bei.

Die Autor_innen verteidigen dieses Verhalten aber implizit und spielen verschiedene Kämpfe des Antirassismus gegeneinander aus. Wenn weiße Menschen ihre Dreadlocks abschnitten, sei noch nichts gegen rassistische Polizeikontrollen getan, heißt es. Den North Dakota Sioux sei nicht geholfen, wenn sich ein *SpiegelOnline*-Kolumnist den Iro ab-rasierte; und koloniale Ausbeutung sei nicht damit abgegolten, wenn man sich keine Maori-Tätowierung stechen lasse, schreiben sie.

Mehr-Ebenen-Effekt

Aber wer sagt, dass sich das gegenseitig ausschließt? Und wer hat behauptet, dass mit ein bisschen Selbstreflexion bereits alles erledigt sei? Strukturelle Unterdrückung wird mit kulturellen und sprachlichen Mitteln unterstützt und legitimiert. Und wenn die Welt im Kleinen etwas weniger rassistisch wird, werden vielleicht auch die Kämpfe im Großen beschleunigt.

Bei den weißen Demonstrant_innen jedenfalls, die sich derzeit tatsächlich in North Dakota an die Seite der amerikanischen Indigenen stellen, um gemeinsam gegen den Bau einer Pipeline zu kämpfen, sieht man solches Verhalten nicht. Keiner der weißen Demonstrant_innen läuft mit Warbonnets herum und selbst wenn sie an einer Heilungszeremonie teilnehmen, gerieren sie sich nicht als „Ehrenindianer_innen“, sondern übernehmen Verantwortung für die Verbrechen ihrer Vorfahr_innen.

3. Menschenfeindlichkeit und Rassismus

Sprechen wir über Rassismus, scheinen wir genau zu wissen, worum es geht. Tatsächlich wird der Begriff aber sehr verschieden genutzt, häufig als Synonym für Diskriminierungen jeglicher Art. Das ist problematisch. Denn nicht jede Diskriminierung ist auch gleich Rassismus. Mobbing beispielsweise kann, muss aber nichts mit Rassismus zu tun haben, genau wie Diskriminierungen auf Grund des Geschlechts oder der sexuellen Orientierung. Um Rassismus wirksam bekämpfen zu können, muss man seine historischen Entstehungsbedingungen, seine spezifischen Ausprägungen und seine gesellschaftlichen Funktionen verstehen. Ganz so, wie das auch beim Antisemitismus oder dem Sexismus der Fall ist. Bevor wir auf die Frage „Was ist Rassismus?“ eingehen, möchten wir uns ausführlicher mit Diskriminierung beschäftigen, um diese in der Folge von Rassismus abgrenzen zu können.

Der Begriff Diskriminierung ist weit gefasst und kann sich auf alle menschlichen Eigenschaften wie Geschlecht, Alter, Herkunft, sexuelle Orientierung, Religion oder körperliche Merkmale beziehen. Um diskriminieren zu können, müssen manche Eigenschaften als höher als andere gewertet werden. Diskriminierungen basieren auf einer Ideologie der

Ungleichwertigkeit. Welches Merkmal in einer Gesellschaft als höherwertiger eingestuft wird, hängt ab vom historischen Kontext, von der Machtposition, den Interessen und der Perspektive derjenigen, die über Definitionsmacht verfügen.

Opfer und Täter

Grundsätzlich gilt: Ideologien der Ungleichwertigkeit, in der Fachdiskussion auch gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit genannt, können in allen sozialen Gruppen auftreten. Alle Menschen, egal woher sie kommen, wie sie aussehen und welche Eigenschaften sie haben, sind in der Lage, zu diskriminieren. Jeder Mensch kann diskriminiert werden und ist in der Lage, zu diskriminieren.

In der Regel ist die diskriminierende Gruppe die größere, die diskriminierte die kleinere und schwächere. Aber auch wenn die diskriminierende Gruppe nicht die größere ist: Immer gibt es ein Machtgefälle. Nur die Gruppe, die eine relative Machtposition innehat, verfügt über Gelegenheit und Mittel, zu diskriminieren.

Deshalb gilt: Der innere Frieden einer Schule wie der der Gesellschaft wird nicht nur durch Diskriminierungen und Rassismus seitens der Mehrheitsgesellschaft herausgefordert. Auch Angehörige von Minderheiten können auf der TäterInnenseite stehen. Zum Beispiel sind in Deutschland arabischstämmige Jugendliche zahlenmäßig in der Minderheit, sie haben keinerlei gesellschaftliche Machtposition inne und verfügen nur über geringe soziale und finanzielle Ressourcen. Dies weist ihnen zunächst die Opferrolle zu. In Mikroeinheiten wie einer Schulklasse oder einem Straßenzug kann das Machtverhältnis aber umgekehrt sein: Hier können sie die dominierende

Gruppe darstellen und sehr wohl die Möglichkeit haben, Zugehörige anderer Gruppen, auch der Mehrheitsgesellschaft, zu diskriminieren.

Derart umgekehrte Opfer-Täter-Verhältnisse werden oft verwundert aufgenommen, richten sich aber nach den allgemeinen Regeln der Diskriminierungslogik. Eine Angehörige einer diskriminierten Minderheit, zum Beispiel eine lesbische Frau, kann selbst diskriminieren und rassistisch oder muslimfeindlich sein. Ein Obdachloser kann erniedrigt werden, aber selbst frauenfeindlich sein. Ebenso kann ein Jude, der antisemitischen Angriffen ausgesetzt ist, homophob und rassistisch sein. Den Kombinationsmöglichkeiten sind keine Grenzen gesetzt.

Ideologien der Ungleichwertigkeit

Alle Ideologien der Ungleichwertigkeit gehen davon aus, dass Ungleichtes auch ungleichwertig ist. Die Kernformel lautet: X ist mehr wert als Y. Und: X hat die Legitimation, Y Rechte vorzuenthalten und zu dominieren. Auf den ersten Blick so unterschiedliche Phänomene wie Rassismus, Antisemitismus, Antiziganismus, Muslimfeindlichkeit, Homophobie, Rechtsextremismus, Sexismus und Islamismus haben deswegen eines gemeinsam – sie unterscheiden Menschen nach Merkmalen, hierarchisieren diese und leiten daraus eine Legitimation für Diskriminierung ab.

Diese vernetzte Betrachtung aller Ideologien der Ungleichwertigkeit geht mit einem horizontalen Handlungsansatz einher, der Diskriminierungen nicht nach mehr oder weniger wichtig einordnet. Sexismus oder Antisemitismus stehen nicht über Rassismus, Antiziganismus nicht über Homophobie.

Dies ist ein Grund, warum es bei *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* nicht nur um Rassismus geht, sondern um alle Ideologien der Ungleichwertigkeit gleichermaßen.

Für die Opfer menschenfeindlicher Ideologien kann in allen Fällen Diskriminierung ähnlich existenzielle und bedrohliche Folgen haben. Deshalb mag in einer akuten Diskriminierungssituation die nähere Analyse der Hintergründe der Taten abwegig erscheinen, ist aber unverzichtbar. Um erkennen zu können, worauf sich die konkrete Diskriminierung bezieht, ist es wichtig, in der Praxis die Diskriminierungsformen trennscharf voneinander abzugrenzen. Schließlich unterscheiden sich die einzelnen Formen in Entstehungsgeschichte, Erscheinungsform und Struktur.

Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage vertritt die Überzeugung von der Gleichwertigkeit aller Menschen. Das oberste Ziel lautet deshalb: Sämtliche Ideologien, die eine Ungleichwertigkeit von Menschen zu legitimieren versuchen, müssen abgebaut werden. So sinnvoll es auch ist, bei der Analyse der Konfliktsituation die Spezifika der Diskriminierungsart präzise zu erfassen, so notwendig ist es, bei der Entwicklung von Gegenstrategien einen umfassenden Blick zu entwickeln.

Der horizontale Ansatz der Ideologien der Ungleichwertigkeit ermöglicht, die spannenden Lebenswelten der sozial und kulturell heterogenen Schülerschaften Deutschlands aufzugreifen. Bei einer isolierten Betrachtung von Phänomenen wie Antisemitismus, Sexismus oder Rechtsextremismus ist dies dagegen nicht möglich. Die spezifischen Diskriminierungsformen sind im zweiten Schritt als Menschenfeindlichkeit und „nur oberflächlich speziell“ ausgeprägte Erscheinungsform einer Ideologie der Ungleichwertigkeit zu betrachten.



Bei der Entwicklung von Gegenmaßnahmen, sei es in einer Klasse, an einer ganzen Schule oder der Gesellschaft, kommt es darauf an, die gemeinsame Schnittmenge zwischen diversen Ideologien der Ungleichwertigkeit zu definieren. Das komplexe Gesamtbild sehen, den Kontext erfassen. Das Ziel ist, die tiefer liegenden ideologischen, strukturellen und personellen Mechanismen und Machtverhältnisse zu ändern und letztlich zu beheben.

Diskriminierung ist nicht identisch mit Rassismus

Wenn die Auseinandersetzung mit Rassismus nicht bei der wortreichen Darstellung anekdotischer Szenen aus dem real existierenden Diskriminierungsalltag Deutschlands stehen bleiben soll, sondern handfeste politische Konsequenzen zum Abbau von Diskriminierung angestrebt sind, dann ist es sinnvoll, zwischen den diversen Ideologien der Ungleichwertigkeit möglichst genau zu differenzieren. Entsprechend sind die Phänomene möglichst eng zu definieren.

Eine Anwendung des Begriffes Rassismus auf alle möglichen Formen der Diskriminierung ist dabei kontraproduktiv. Von Rassismus wäre nach unserem Verständnis nur dann zu sprechen, wenn der Diskriminierung eine Haltung zugrunde liegt, die davon ausgeht, es gebe unterschiedliche menschliche „Rassen“ mit unterschiedlichen, ihnen zugeschriebenen Merkmalen, die unterschiedlich viel wert seien.

Auch wenn die aus einer solch engen Definition von Rassismus zu bezeichnenden Haltung erwachsenden Diskriminierungen sich praktisch nicht von Formen unterscheiden, deren Grundlage die Annahme ist, dass Frauen weniger wert seien als Männer, so stellen sie doch unterschiedliche Phänomene dar.

Es handelt sich in diesem Fall um Sexismus oder Frauenfeindlichkeit, aber nicht um Rassismus. Auch der eng mit Rassismus verwandte Antisemitismus ist nicht mit ihm identisch. Ebenfalls Muslimfeindlichkeit ist nicht identisch mit Rassismus, auch wenn deren Opfer gleichzeitig auch Opfer von Rassismus werden können.

Rassismus als Ordnungsprinzip

Historisch wurde der Begriff „Rasse“ vornehmlich im Bereich der Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie genutzt. Der Rassebegriff diente zunächst der Kategorisierung von Tieren. Nutztiere und Haustiere wie Pferde, Hunde, Katzen oder Rinder wurden gezüchtet, um gewünschte Eigenschaften bezüglich Ausdauer, Zugkraft, Größe, Schnelligkeit, Fleischqualität oder Aussehen zu erzielen. Die Übertragung dieser Ordnungsvorstellungen aus dem Tierreich auf den Menschen erfolgte schon vor mehr als 2.000 Jahren.

Der Traum einer Vervollkommnung der eigenen Art durch Menschengzüchtung reicht weit in die Geschichte der zivilisierten Menschheit zurück. Schon in Platons berühmter Schrift *Politeia* findet sich die Idee, durch staatliche Geburtenkontrolle einen überlegenen Menschentyp zu erschaffen.

Ursprünglich religiös und metaphysisch begründet, erhielt der Rassismus in der Aufklärung ein säkulares Fundament. Im 18. Jahrhundert entstand in Europa das Bedürfnis, alle Phänomene rational erfassen und erklären zu wollen. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse über Pflanzen und Tiere wurden auf die Menschen übertragen. Warum, so die Wissenschaft, sollte es nicht auch bei den Menschen, wie bei den Tieren, unterschiedliche Rassen geben?

Spätestens mit der Annahme, es gebe unter Menschen verschiedene Rassen wie in der Tierwelt, findet eine inakzeptable Weichenstellung statt. Denn wissenschaftliche Erkenntnisse der Genforschung zeigen heute, dass alle Menschen einer einzigen Gruppe von Säugetieren angehören, der des Homo Sapiens. Mit einer Weltbevölkerung von mehr als sieben Milliarden ist der Mensch heute das Säugetier mit der größten Population. Und diese Milliarden Menschen sind unstrittig sehr vielfältig, nicht zwei sehen gleich aus oder sind gleich begabt. Alle diese Unterschiede sind nur zu einem winzigen Teil genetisch bedingt. Die Entschlüsselung der genetischen Struktur der Menschen zeigt eine Übereinstimmung von über 99,9 Prozent zwischen allen Menschen.

Nicht nur das Aussehen, auch unterschiedliche körperliche und geistige Fähigkeiten von Gruppen werden jedoch von RassistInnen als vermeintlicher Beweis für die Existenz von „Menschenrassen“ angeführt. Entwickeln Menschen in ihren spezifischen Lebensbedingungen bestimmte Fähigkeiten besonders gut oder schlecht, wird behauptet, dies sei ein Beweis für menschliche „Rassen“.

Aus der Tatsache, dass es in vielen Roma-Familien MusikerInnen gibt, wird eine genetische Eigenheit, wenn nicht gar der Beweis für eine eigene „Rasse“ fantasiert. „Die ZigeunerInnen haben die Musik im Blut“, lautet das entsprechende rassistische Vorurteil. Tatsächlich ist ihre gehäufte Tätigkeit als StraßenmusikerInnen auf die jahrhundertelange Diskriminierung von Sinti und Roma und die deswegen fehlende Möglichkeit, andere Berufe ergreifen zu dürfen, zurückzuführen.

Die Unterschiede zwischen den Menschen sind global nach dem Zufallsprinzip verteilt. Nichts erlaubt uns zu sagen, dass manche Gruppen intelligentere, musikalischere oder

mathematisch begabtere Menschen hervorbringen als andere. Nicht Typenbildung, Klassifikation und Abgrenzung, wie dies die RasseforscherInnen der Vergangenheit getan haben, sind gefragt, sondern das Verstehen von Vielfalt und Individualität.

Rasse und Kultur

Wenn wir über Rassismus sprechen, können wir den Begriff der Kultur nicht übergehen. Aus gutem Grund wird in diesem Kontext oft Theodor Adorno zitiert, der in seiner Schrift ‚Schuld und Abwehr‘ betont: „Das vornehme Wort Kultur tritt anstelle des verpönten Ausdrucks Rasse, bleibt aber bloßes Deckbild für den brutalen Herrschaftsanspruch.“

Auch wenn heute divergierende Kulturkonzepte nebeneinanderstehen, so gehen doch heute viele von der Existenz in sich abgeschlossener Kulturen aus, ohne diese abschließend und verbindlich zu definieren. Obwohl unklar bleibt, was genau unter dem Begriff „Kultur“ zu verstehen ist, wird gefordert, die einzelnen Kulturen seien in ihrem einzigartigen Profil, also in ihrer „reinen“ Form dauerhaft zu bewahren und vor Einflüssen anderer Kulturen zu schützen. Dies stellt ein essentialistisches Verständnis von Kultur dar.

Sind aber erst einmal voneinander abgrenzbare, starre oder dynamische Kulturen angenommen, dann wird schnell eine Hierarchisierung unter ihnen vorgenommen. Es wundert nicht: Die Kultur, der man selbst angehört, wird als höherwertig als die der anderen eingestuft. Die kulturalisierte Sichtweise reduziert Individuen auf ihre vermeintliche kulturelle Zugehörigkeit.

Je mehr über Kulturen gesprochen und gestritten wird, umso weniger Raum und Zeit bleibt, um über soziale Fragen und

Machtverhältnisse zu sprechen. Gesellschaftlich, sozial verursachte Konflikte werden kulturell erklärt. Die Verschiebung der Problemlagen auf eine ursachenfremde Ebene verhindert jedoch die notwendige Auseinandersetzung mit den tatsächlichen materiellen Ursachen und damit auch ihre Veränderbarkeit. Mit dem kulturalisierenden Blick geht die Wahrnehmungsfähigkeit und Sensibilität für rechtliche, ökonomische, soziale und andere Asymmetrien in der Gesellschaft verloren. Diese sind jedoch unverzichtbar, um die vielschichtigen Dominanzverhältnisse, die in einer Gesellschaft herrschen, zu erkennen und zu benennen, damit sie in der Folge verändert werden können.

Im Zusammenhang mit Migrationsfragen bringt ein statischer Kulturbegriff weitere Gefahren mit sich. Es droht die Gleichsetzung von Kultur und Ethnizität. Heute wird in den deutschsprachigen Medien kaum noch von „Rassen“ gesprochen, aber dafür umso mehr von „fremden“, „gewalttätigen“ oder „rückschrittlichen“ Kulturen. Der so benutzte Begriff Kultur wirkt modern, zivilisiert und nicht-rassistisch. Oft meint er aber nichts anderes als dasselbe Konstrukt von „Fremdgruppen“ im Sinne von „Rassen“.

Der Kulturalismus konstruiert homogene Großgruppen von „Fremden“, wie „die Ausländer“, die „Muslime“ oder „die Flüchtlinge“ und verwischt die Unterschiede unter den Einwanderergruppen. Gleichzeitig wirkt er in die Gegenrichtung und fokussiert die Aufmerksamkeit auf aller kleinste Differenzen. Dabei geraten die Gemeinsamkeiten aus dem Blick. Eine polarisierte Wahrnehmung der tatsächlichen oder zugeschriebenen Gruppenmerkmale ist die Folge. Aussagen wie: „Alle Ausländer sind ...“ und „Die Polen/Türken/Chinesen sind ...“ treten gleichzeitig auf.



Eine Sinus-Studie über Migrantmilieus in Deutschland schaute genauer hin und ordnete „die Ausländer“ ein nach ihrer sozialen Lage und ihrer unterschiedlichen Bindung an tradierte Werte und Verhaltensweisen, die aus den Lebenslagen in vormodernen Gesellschaften resultiert. Ergebnis: „Die Ausländer“ gibt es nicht, das Spektrum reicht von bildungsfernen, sozial schwachen, eng den Traditionen verbundenen Milieus bis zu den in der Moderne angekommenen, gut gebildeten, kosmopolitischen und sozial starken.

Warum halten sich trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnisse bis heute biologistisch und kulturalistisch argumentierende Vorstellungen, es gebe verschiedene „Menschenrassen“, die sich grundlegend voneinander unterscheiden? Die Antwort ist recht einfach: Der Rassismus ist deshalb so populär, weil die AnhängerInnen rassistischer Ideen von der Vorstellung profitieren, es gebe höher- und minderwertige „Menschenrassen“. Bei Rassismus geht es immer um Macht: Aus rassistischen Ideologien werden Herrschaftsverhältnisse der Über- und Unterordnung sowie Privilegien abgeleitet.

Rassismusdebatten in Deutschland

Nach 1945 entwickelte sich die demographische Zusammensetzung der in der Zeit des Nationalsozialismus gewaltsam homogenisierten Bevölkerung in Ost- und Westdeutschland sehr unterschiedlich. Die Ostdeutschen blieben bis auf die Angehörigen der russischen Armee und vergleichsweise sehr wenigen VertragsarbeiterInnen aus Angola, Kuba, Mosambik und Vietnam bis zum Mauerfall weitgehend unter sich. In Westdeutschland veränderte sich die Bevölkerungszusammensetzung aufgrund der Anwerbung von rund elf Millionen

ArbeitsmigrantInnen in den Jahren 1955 bis 1973 und der Niederlassung von Millionen von Geflüchteten in wenigen Jahrzehnten fundamental.

Den Eingewanderten schlug im Alltag schon früh Rassismus entgegen. Der Begriff wurde aber bis in die 90er Jahre nicht benutzt. Rassismus hatte einen deutschen Namen und hieß: Fremden- oder Ausländerfeindlichkeit. Noch vor wenigen Jahren tauchte das Wort Rassismus in keinerlei schulischen Zusammenhängen auf. Verfassten engagierte PädagogInnen Konzepte für eine rassismussensible, diskriminierungsfreie Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, so wurde aus dem Titel „Gegen Rassismus – für Chancengleichheit an der Schule“ das Wort Rassismus von der Schulverwaltung gestrichen.

Es dauerte Jahrzehnte, bis sich die westdeutsche Gesellschaft auf die veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse einstellte – auch in der Schule. Dort konzentrierte man sich zunächst vornehmlich auf die fehlenden Deutschkenntnisse der Kinder und Jugendlichen. Das gut gemeinte Ziel war, diese so schnell wie möglich in die Regelklassen aufzunehmen. In der Folge führte das bei der Mehrheitsgesellschaft jedoch zu einem Blick auf „Ausländer“, der bei diesen nur Defizite wahrnahm. Die markierten Lücken sollten teilweise durch besondere Maßnahmen behoben werden. Ausländerregelklassen wurden eingerichtet. Die Ausländerpädagogik war geboren. Weit über das Feld der Pädagogik hinaus wurden kompensatorische Maßnahmen für AusländerInnen entwickelt. Nun gab es neben dem Ausländerrecht und der Ausländerpolitik auch die Ausländerberatung, die Ausländerliteratur und sogar Ausländerbeauftragte.

Doch bald kam Skepsis auf. Der starre Blick auf das Fehlende verhinderte das Erkennen der vorhandenen Ressourcen. An Schulen wurde das soziale Umfeld der Kinder nicht

wahrgenommen, ihre familiären, religiösen oder traditionellen Eigenheiten übersehen. Die Kritik an dem engen Blick auf die Differenzen zu den autochthonen SchülerInnen und KollegInnen wurde immer lauter.

Importierte Begriffe

Seit den 1980er Jahren richtete sich der Blick aus Deutschland Hilfe suchend auf die klassischen Einwanderungsländer USA und Kanada und wurde fündig: Um zu beschreiben, wie gute Kommunalverwaltung, gute Pädagogik oder gute Kunst in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland aussehen könnte, wurden Begriffe und Konzepte wie Interkulturalität, Multikulturalität und Transkulturalität importiert. Dieser Import ist symptomatisch für die umfassende Orientierung aller Einwanderungsdebatten in Deutschland an diesen Ländern. Der Trend hat sich im Laufe der Jahrzehnte weiter verstärkt. Inzwischen werden zentrale Begriffe wie „race“, „critical whiteness“ oder „people of color“ gleich im englischen Original benutzt. Die Adaption der Debatten und Begriffe suggeriert eine Analogie zwischen den gesellschaftlichen Verhältnissen in Deutschland und den angloamerikanischen Gesellschaften. Dabei gerät außer Blick, wie stark Deutschland sich historisch und aktuell von diesen Ländern unterscheidet.

Die deutschen Debatten orientieren sich ebenfalls gerne an denen der ehemaligen Kolonialmächte und europäischen Einwanderungsländer Frankreich, Großbritannien und der Niederlande. Auch bei dieser Adaption wird zu wenig beachtet, dass der Kolonialismus in Deutschland im Vergleich zu den genannten Ländern eine vergleichsweise kurze Epoche umfasste. Auch ist die deutsche Gesellschaft nicht so tiefgreifend

von der historischen Erfahrung der Sklaverei beeinflusst wie die der USA, der Karibik oder Brasiliens. Deutschland hat einen ganz anderen historischen, sozialen, strukturellen Hintergrund als die genannten Länder. Die Prägungen des heutigen Deutschlands durch den Holocaust, den Vernichtungskrieg in Osteuropa und die Ost-West-Teilung sind bedeutsamer und überlagern die Erinnerung an die andauernde Verantwortung als ehemalige Kolonialmacht. Sicher: Dies führt zu einer ungerechtfertigten Verdrängung der Kolonialvergangenheit im kollektiven Bewusstsein. Dies zu ändern, muss ein Ziel der Debatten um die historischen Dimensionen des Rassismus in Deutschland sein. Sie müssen zu entsprechenden politischen und praktischen Taten führen. Dies kann aber nicht das einzige Ziel einer Antirassismuspolitik sein.

Es bleibt aber nicht nur bei der Übernahme von Begriffen und Diskursen aus diesen Ländern. Breite Bevölkerungsschichten übernehmen außerdem Haltungen verschiedener sozialer Gruppen dieser Länder. Türkischstämmige Jungs in Deutschland laufen zum Beispiel im Outfit von schwarzen, marginalisierten Jugendlichen aus den USA herum, als teilten sie dieselben kollektiven Erfahrungen. Das entbehrt nicht einer gewissen Komik: Die einen sind Nachkommen versklavter Menschen aus Afrika und die anderen stammen von Mitgliedern der dominierenden muslimischen Gruppen im Osmanischen Reich ab, das Regionen in Afrika, Asien und Europa kolonialisierte. Parallelen zwischen diesen Jugendlichen in der Selbstverortung als Minderheit innerhalb der Gesellschaften, in denen sie leben, schaffen diese historischen Unterschiede nicht ab. Dieselben Jeans und Sneaker zu tragen, ist aber natürlich nicht das Problem. Problematisch wird es, wenn dies verhindert, genauer die eigenen realen Lebensumstände

zu betrachten und zu erkennen. Die Kämpfe benachteiligter Gruppen um gleichberechtigte Teilhabe an den gesellschaftlichen Ressourcen müssen die Bedingungen der jeweiligen Gesellschaft berücksichtigen. Das bloße Imitieren von Demo-Plakaten, T-Shirt-Motiven oder Slogans aus den USA wird nicht zum politischen Erfolg in Deutschland führen. Ebenso wenig hilfreich ist die Imitation der wissenschaftlichen und medialen Diskurse. In Deutschland gibt es weder Banlieues wie in Marseille noch segregierte Viertel wie in Detroit.

Angesichts hunderter Übergriffe auf Flüchtlingswohnheime und auf Geflüchtete in Deutschland, angesichts der immer noch nicht aufgeklärten, dem NSU zugeschriebenen Morde, angesichts des ermüdend kontinuierlich wiederkehrenden Alltagsrassismus, angesichts der Tatsache, dass der soziale Aufstieg der Nachkommen von EinwandererInnen auch in der vierten Generation zu langsam voranschreitet, stellt sich die Frage, wie hilfreich Identitätspolitik ist, die mit Hingabe darüber debattieren, ob es nun rassistisch sei, wenn Weiße einen Irokesenschnitt oder einen indischen Sari tragen.

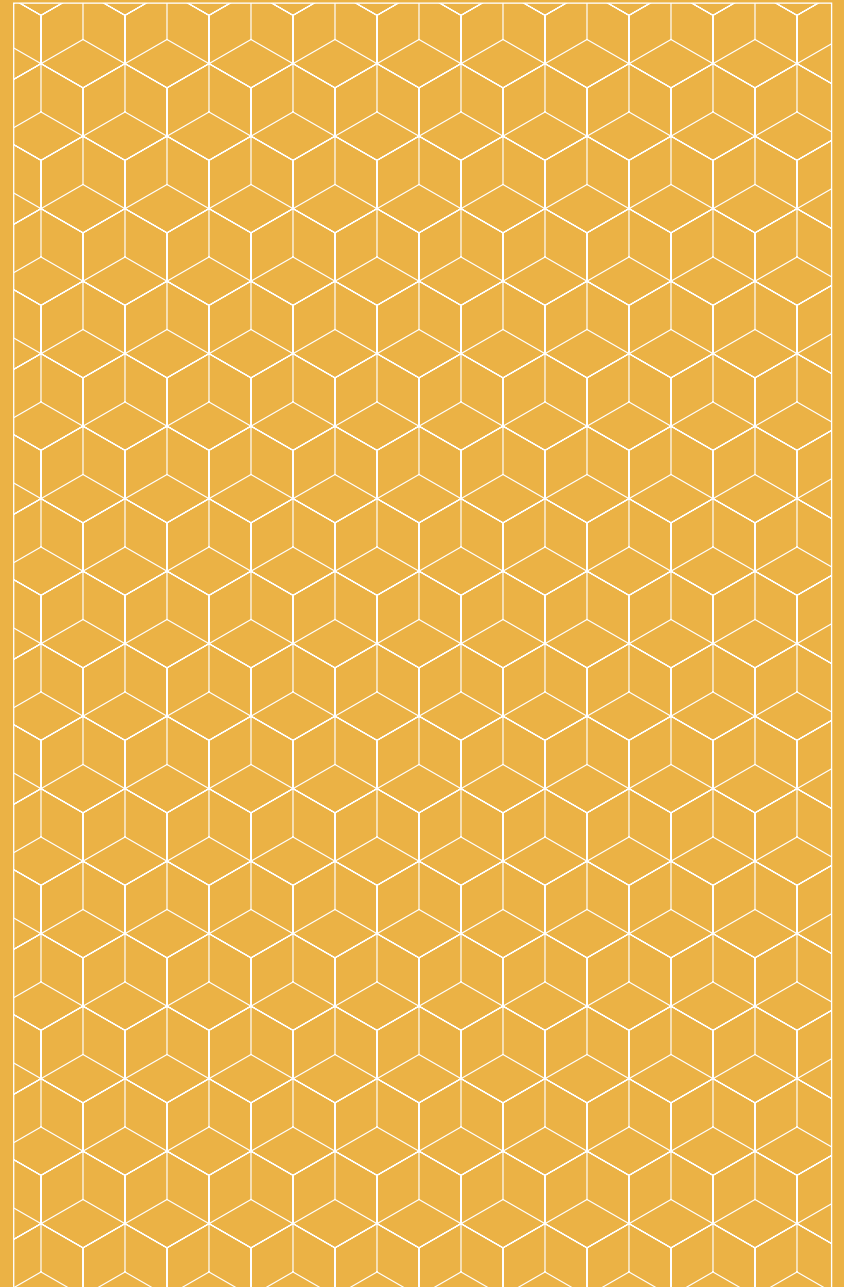


Gefördert vom



im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie *leben!*



Die Autor*innen dieses *Bausteins* diskutieren, was Rassismus ist, wie über Rassismus gesprochen werden kann und wie man ihn von anderen Formen der Diskriminierung abgrenzt. Dabei gehen sie – durchaus kontrovers – der Frage nach, wie geeignet der zunehmend populäre Ansatz der Kritischen Weißseinsforschung für den deutschen Kontext ist.